

VIelfALT ODER VERfall?

DIVERSITÄT ALS TRIEBFEDER KIRCHLICHER TRANSFORMATIONSPROZESSE

Claudia Schulz

Die Transformationsprozesse, in denen sich christliche Kirchen in Deutschland gegenwärtig bewegen, werden in der Wissenschaft ebenso wie unter kirchlich Verantwortlichen unterschiedlich bewertet. Mit Zugriff auf eine überschaubare Datenlage entstehen zum Teil gegenläufige Analysen mit entsprechenden Folgerungen für die Weiterentwicklung der Kirche und das kirchliche Leben vor Ort.¹ Zentral ist die nicht immer explizit benannte Differenz zwischen Deutungen des Wandels vorrangig als allmähliches Abnehmen von Religiosität und Kirchlichkeit (»Verfall«) auf der einen Seite oder als Veränderungsprozess, der neue religiöse Vitalität zu generieren vermag (»Vielfalt«), auf der anderen Seite. Eine der entscheidenden Fragen im Diskurs ist die nach der Bewertung dieser neuen »Vielfalt« und der wachsenden Heterogenität individueller Religiosität und Kirchlichkeit, religiöser Praxis und kirchlichen Zugehörigkeits- und Beteiligungsinteressen. Von ihr hängt ab, wie der Wandel als Krise oder Chance erfasst wird, aber auch, inwieweit kirchentheoretische oder praktische Fragen kirchlichen Handelns davon tangiert werden.

Dieser Text will fokussiert auf die Evangelische Kirche in Deutschland die wachsende Diversität individueller Religiosität und Kirchlichkeit auf den verschiedenen Ebenen des kirchlichen Lebens wahrnehmen und zeigen, wie sich der Diskurs über deren Bewertung gestaltet. Ausgehend von den Herausforderungen in der Ortsgemeinde, einem Blick auf empirische Befunde und einem Seitenblick auf die sozialwissenschaftliche Diskussion um Diversität werden unterschiedliche Bewertungen auf die kirchlich-theologische Debatte um Vielfalt bezogen.

¹ Prägnant diskutiert im von DETLEF POLLACK und GERHARD WEGNER herausgegebenen Band: Die soziale Reichweite von Religion und Kirche. Beiträge zu einer Debatte in Theologie und Soziologie, Würzburg 2017. Darin v. a.: GERHARD WEGNER, Das Gespenst der Verkirchlichung. Zum Ertrag der 5. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung, S. 279–311.

I. KIRCHE ZWISCHEN VIelfalt UND VERfall

Ein Sonntagsgottesdienst mit Taufe in der Passionszeit: Zur Überraschung der Gemeindeglieder, die regelmäßig den Gottesdienst besuchen, begrüßt der Pfarrer die Anwesenden nicht mit dem Wochenspruch aus Joh 12,24: »Wenn das Weizenkorn, das in die Erde fällt, nicht stirbt, bleibt es allein«, sondern mit dem Psalmwort: »Denn er hat seinen Engeln befohlen, dass sie dich behüten auf allen deinen Wegen« (Ps 91,11). Und es bleibt dieser Gottesdienst ohne thematische oder musikalische Bezüge zur Passion. Das Wochenlied ist ersetzt durch »Ins Wasser fällt ein Stein« (EG 621) und zur Taufe dann »Segne dieses Kind« (EG 581). Im Mittelpunkt des Gottesdienstes steht der Dank für die Taufkinder und das Leben der jungen Familien. Die Predigt reflektiert »Gott, der mit uns geht«. Die Fürbitten werden von Patinnen und Paten gesprochen und haben das Wohl der getauften Kinder im Zentrum: »Gott, ich bitte Dich für mein Patenkind Marie, dass sie Freunde findet ...«, Anliegen mit Bezug zu Notlagen vor Ort oder weltweit entfallen. Nach dem Gottesdienst stehen einige Teilnehmende ratlos zusammen: Was ist aus dem Passionsgottesdienst geworden? Auf Nachfrage hat der Pfarrer eine Antwort: Die Familien der Täuflinge sind kirchenfern, bei den Taufgesprächen war deutlich, wie weit weg für sie die kirchlichen Traditionen sind, die alten Gesangbuchlieder, die schweren Themen und oft kantigen Texte. So hat er versucht, gerade diese Menschen »abzuholen« bei dem, was sie bewegt: das neue Kind, das Leben als Familie, die Zukunft. Und in der folgenden Woche bezeugen dankbare Mails der Tauffamilien, dass dem Pfarrer eine Meisterleistung des zielgruppenorientierten Gottesdienstes gelungen ist, in dem sich die, für die ein Gottesdienst keine vertraute Umgebung ist, willkommen und wertgeschätzt fühlen.

Es war eine konzeptionelle Entscheidung: Die Vielfalt religiöser bzw. kirchlicher Interessen soll wahrgenommen werden. Kirchliche Veranstaltungen sollen im Zweifel an »Kirchenfernen« orientiert werden, auch wenn das für andere eine Enttäuschung bedeutet. Sie leben eine andere Religiosität als die sogenannte Kerngemeinde, ihre sporadische Nutzung kirchlicher Angebote ist an biografischen Schlüsselsituationen orientiert. Die Sprach- und Themenwelt der übrigen Gottesdienstgemeinde bedroht ihre Anknüpfungsmöglichkeiten für die christliche Botschaft. Die Frage dahinter ist für Kirchengemeinden virulent: Wie können Gemeinden angesichts der Heterogenität von Kirchenmitgliedern und ihren Erwartungen und Kommunikationsgewohnheiten Gottesdienste und andere Aktivitäten gestalten? Wie gelingt ein Ausgleich zwischen Interessen, Tradition bzw. Gewohntem einerseits und Modernität und Nähe zu verschiedenen Lebenswelten andererseits? Wie kann die Vielfalt Berücksichtigung finden, ohne dass das große Gemeinsame aufgegeben wird? Und darin: Inwiefern muss sich die Vielfalt menschlicher Lebensgewohnheiten, ästhetischer und kommunikativer Gewohnheiten im Gemeindeleben abbilden?

Was Gemeinden konkret beschäftigt, findet in Kirchentheorie und Diskursen um die Interpretation empirischer Daten seine Entsprechung: Analysen und ihre Bewertungen münden ein in die kirchentheoretische Frage, ob es sich bei derartigen Phänomenen um den Verfall des kirchlichen Lebens handelt oder eher um organische Wandlungsprozesse mit den entsprechenden Anpassungsnotwendigkeiten, die herausfordernd sind, aber für die Kirche nicht bedrohlich.² Deutlich sind verschiedene Schritte von Analyse und Diskussion mit Bezug zueinander nötig: Einmal die Analyse und angemessene Bewertung der empirisch vorfindlichen Situation, dann ein Abgleich mit Theorien von Verfall und Diversität und schließlich den damit verbundenen Diskursen um Vielfalt, die sich unweigerlich auf die Bewertungen konkreter kirchlicher Situationen ebenso wie übergeordneter Herausforderungen auswirken. Mit Blick auf das kirchliche Leben und vor allem die Kirchengemeinde, mit dem Fokus auf Engagierte und Verantwortliche, ist nach Lerneffekten für die kirchliche Praxis zu fragen.

2. EMPIRISCHE GRUNDLAGEN DER DIVERSITÄT UND KIRCHLICHE BEWERTUNGSDISKURSE

Die Transformationsprozesse der Moderne haben bekanntlich eine Heterogenität der Lebenswelten mit sich gebracht. Sozialstrukturelle Differenzen und ihre Wirksamkeit auf die individualisierte Lebensführung haben sich vervielfältigt. Zu den altbekannten Differenzen in Alter, Geschlecht und sozialem Status treten Differenzen in kultureller Prägung, Lebensstil, Wahrnehmungsmustern etc. Im Gefolge treten auch religiöse Weltansichten und konfessionelle Bindungen in immer zahlreicheren Erscheinungsformen auf, die sich verknüpft mit anderen Merkmalen der Diversität auf das konkrete Teilnahme- oder Nutzungsverhalten der Kirchenmitglieder heftig auswirken. Spätestens hier wird sichtbar, wie sehr Religion und Kirchlichkeit gegenwärtig für die Mehrheit der Menschen zu den Lebensbereichen zählen, die der individuellen Gestaltung und entsprechenden Entscheidungen unterliegen. Die Menschen entscheiden selbst darüber, ob sie sich am kirchlichen Leben beteiligen möchten, nur – häufig oder sporadisch – einzelne Angebote nutzen oder nichts davon, ob sie an einem Gottesdienst teilnehmen und welche Bedeutung der Gottesdienst haben kann oder

² So im programmatischen Titel des Textes von JAN HERMELINK, Verfall kirchlicher und liturgischer Normalität? Aufschwung christlicher Vielfalt! Zur Dominanz eines praktisch-theologischen Deutungsmusters in der »Theologie Practica/Praktische Theologie«, in: Praktische Theologie 50 (2015), S. 17–22.

soll – und darüber, ob sie diese Entscheidung überhaupt treffen möchten. Die sogenannte Indifferenz, die Entscheidung, eine solche Entscheidung vorerst zu unterlassen oder aufzuschieben, ist schwer einzuordnen und wird in der erwähnten Dichotomie zwischen Verfall (als »Interesselosigkeit«) und Vielfalt (als »optionale Religiosität« oder »Potenzial«) interpretiert.

Faktisch ist ein Abschmelzen von Kirchlichkeit und Beteiligung am kirchlichen Leben zu verzeichnen, die Schrumpfung des Mitgliederbestands und der Teilnahmequoten in Gottesdienst und anderen kirchlichen Angeboten bis hin zu der Zahl von zuletzt 75 Prozent der Kirchenmitglieder, die angeben, sich abgesehen vom Gottesdienst gar nicht am kirchlichen Leben zu beteiligen.³ Hier wirken sich die Austritte über viele Jahre hinweg aus, ebenso der demografische Wandel, mit dem die Kirche hoch verbundene Generationen verliert. Die Kommunikation über religiöse Fragen ist auch unter Kirchenmitgliedern schwach.⁴ Die Interpretation eines Themas als ein religiöses ist selbst in Bezug auf Lebensende und Sinnfragen uneinheitlich.⁵ Ein Abschmelzen religiöser Sozialisation und religiöser Kommunikation in der Familie führt zu einer Szene wie zu Anfang: Gottesdienste sind Optionen unter anderen, die Zuschreibung von Zuständigkeit für biografische Wendepunkte wie die Geburt eines Kindes ist individuell und vielfach ambivalent, die Zugehörigkeit zur Kirche ist darin prekär. Die zunehmende religiöse oder konfessionelle Heterogenität in der Familie beschleunigt solche Abschmelzungsprozesse: Dass Familien, in denen die Eltern sich zuerst über eine religiöse Erziehung und Zugehörigkeit des Kindes verständigen müssen, eine Taufe zuweilen unterlassen, weil sie dies gar nicht bewältigen können oder wollen, ist aus der Analyse empirischer Daten deutlich geworden.⁶

Die Wahrnehmung solcher Phänomene führt zu Verfallsdiskursen im Inneren der Kirche: Wie ist es zu bewerten, wenn das Nicht-Engagement in einer Gemeinde oder an anderen kirchlichen Orten der Normalfall ist, wenn viele Kirchenmitglieder auf die Kommunikation über religiöse Fragen weitgehend verzichten? Wenn dies zu Schließungsprozessen führt, weil die Hochaktiven und

³ HEINRICH BEDFORD-STROHM/VOLKER JUNG (Hrsg.): Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Säkularisierung und Individualisierung. Die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2015, S. 482.

⁴ A. a. O., S. 491 und 498.

⁵ A. a. O., S. 488.

⁶ Zuerst Petra-Angela AHRENS und GERHARD WEGNER, Ungebrochene Akzeptanz der Taufe bei verheirateten Eltern – Erhebliche Taufunterlassungen bei Alleinerziehenden – Verbesserungsmöglichkeiten beim Taufvollzug. Analysen zum Taufverhalten der evangelischen Bevölkerung in Deutschland. Texte aus dem SI, Hannover 2006; vgl. CLAUDIA SCHULZ, Warum evangelische Eltern ihre Kinder nicht zur Taufe bringen, in: FOLKERT FENDLER/CLAUDIA SCHULZ (Hrsg.), Taufentscheidungen erkunden und verstehen, Hildesheim 2013, S. 8–28.

Kirchenverbundenen immer mehr unter sich bleiben und in der Folge die volkskirchliche Breitenwirkung einer Kirche als selbstverständlicher Teil des Lebens immer mehr nachlässt – ist das nicht ein klares Signal für den Verfall christlicher Großkirchen? Was bedeuten für diese die daraus entstehenden Verteilungskonflikte um finanzielle und personelle Mittel, die sich aus der fast zwangsläufigen Aufwertung der kirchlichen Dienste jenseits der Ortsgemeinde ergeben?

Das Gegenbild solcher Diagnosen des Verblassens von Religiosität und Kirchlichkeit darf allerdings nicht übersehen werden: Ein Problemgefühl für Ortsgemeinden mit ausgesprochen schwacher Beteiligung und ein Verblassen von religiösem Interesse findet sich bei den Kirchenmitgliedern in der Breite nicht: Gefragt nach der Einschätzung der eigenen Kompetenz, der Kenntnis von Bibel oder Glaubensinhalten, geben die Mitglieder in der großen Mehrheit an, über zufriedenstellende Kenntnisse zu verfügen.⁷ Erwartungen der Mitglieder an die Kirche und die Wertschätzung für Angebote und Mitarbeitende sind seit Jahrzehnten unverändert. EKD-Erhebungen zeigen, dass »Kirchenferne« vor allem eine zeitweise Entfremdung bedeutet, die sich bei biografischer Gelegenheit in Interesse wandeln kann oder in einen Bedarf an christlicher Deutung einer neuen Lebenssituation.⁸ Dass die Kirche als Großorganisation über eine erstaunliche Stabilität verfügt und sich in den Transformationsprozessen nicht nur Abbrüche, sondern auch Weiterentwicklungen im Sinn eines stärker vielfältigen und dennoch stabilen sozialen Gebildes finden, ist offensichtlich.⁹ Die Grundfrage ist darum weniger, welche der Perspektiven den Vorrang bekommen soll, sondern wie die Kirche den Wandel, die steigende Heterogenität und die darin verborgenen Chancen und Herausforderungen bewertet und sich darin sinnvoll verorten und weiterentwickeln kann.

3. DIVERSITÄT IN DER KIRCHE: DIAGNOSEN IM KONTEXT DER MILIEUANALYSE

In der kirchlichen Praxis stellte sich die Herausforderung in den vergangenen Jahren so dar: Einerseits sind Kirchenmitglieder oder am kirchlichen Leben Interessierte heterogener geworden, was ihre ästhetischen Vorlieben, Kommuni-

⁷ BEDFORD-STROHM/JUNG, Vernetzte Vielfalt (s. Anm. 3), S. 495.

⁸ Prominent in der Analyse narrativer Interviews: KLAUS ENGELHARDT/HERMANN VON LOEWENICH/PETER STEINACKER (Hrsg.), *Fremde Heimat Kirche. Die dritte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft*, Gütersloh 1997.

⁹ So gezeigt in der vierten EKD-Erhebung: RÜDIGER SCHLOZ, *Kontinuität und Krise – stabile Strukturen und gravierende Einschnitte nach 30 Jahren*, in: WOLFGANG HUBER/JOHANNES FRIEDRICH/PETER STEINACKER (Hrsg.), *Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die vierte EKD-Erhebung über Mitgliedschaft*, Gütersloh 2006, S. 51–88.

kationsgewohnheiten oder Erwartungen an eine Religionsgemeinschaft angeht. Die Wahrscheinlichkeit, beispielsweise mit etwa der Auswahl eines Musikstücks für den Gottesdienst den Geschmack der Menschen zu treffen, sinkt stetig. Andererseits treffen in der Kirchengemeinde Menschen, die eine Gemeinde parallel zu ihrem übrigen Leben »formatiert« haben möchten, etwa indem Musik ihren Geschmack trifft oder indem die Strukturen von Beteiligung und Engagement die vertrauten sind, auf solche, für die Kirche ein eigener Lebensbereich ist, in dem sie dies gar nicht erwarten, sondern akzeptieren oder gerade schätzen, dass die Dinge in der Kirche anders sind als anderswo.

Auf dieser Grundlage ist also beides wahr: Erstens hat die Kirche, vor allem in ihren Gemeinden, ein erhebliches Problem mit der Vervielfältigung der Lebenswelten von Kirchenmitgliedern und ihren Erwartungen und Vorlieben. Milieustudien haben gezeigt, dass die Differenzen zwischen Kirchenmitgliedern in zahlreichen Dimensionen des Lebens kaum zu überschätzen sind.¹⁰ Wo Abbrüche in der religiösen Sozialisation und langsame Entfremdung von der Kirche durch mangelnde Kontaktflächen über Jahrzehnte und Generationen hinweg zu einem deutlich spürbaren Rückgang der Beteiligung am kirchlichen Leben führen, wirken Milieubefremdlichkeiten bei nur noch wenigen Berührungspunkten umso gravierender: Der Pfarrer meint im Taufgespräch das Befremden der Eltern gegenüber der Passionszeit und ihrer kargen Liturgie mit Händen greifen zu können, sodass er sich nicht anders zu helfen weiß als mit einer kurzfristigen »Korrektur« des liturgischen Ortes, damit die jungen Familien eine Chance haben, den Kontakt mit der Kirche positiv zu erfahren.

Zweitens erwarten Menschen in der Kirche nicht unbedingt, Vertrautes zu finden. Sie akzeptieren Unterschiede zwischen eigenen Hör- und Kommunikationsgewohnheiten und einem Gottesdienst. Studien erweisen gerade Orgel- oder Chormusik als Konsenszone, die wenig Ablehnung erfährt, auch wenn viele Menschen diese Musik nicht bevorzugen.¹¹ Es lässt sich vermuten, dass es auch an anderer Stelle entsprechende Spielräume gibt: Selbst wenn alte Lieder und kantige Texte nicht als angenehm bewertet werden, könnten sie im Gottesdienst als angemessen bewertet werden.

Im Kontext der Milieuanalysen haben sich darum gegenläufige Bewertungslinien ausgebildet: Die Kenntnis der Reichweite der Milieuspezifik hat zunächst zu einer verbesserten Milieupassung geführt, indem kirchliche Angebote speziell auf bestimmte Gewohnheiten und Vorlieben hin entwickelt

¹⁰ Auf Datenbasis der vierten EKD-Erhebung: FRIEDRIKE BENTHAUS-APEL, Lebensstilspezifische Zugänge zur Kirchenmitgliedschaft, in: HUBER/FRIEDRICH/STEINACKER, Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge (s. Anm. 9), S. 205–236.

¹¹ CLAUDIA SCHULZ/EBERHARD HAUSCHILDT/EIKE KOHLER, Milieus praktisch. Analyse- und Planungshilfen für Kirche und Gemeinde, Göttingen 2010, S. 212–213.

wurden.¹² In umgekehrter Bewegung hat die Milieuanalyse eine gewisse Aporie dieser Bemühungen aufgezeigt: Die Kirche kann es nicht allen recht machen, kann kaum ihr gottesdienstliches Angebot, ihre Kommunikationsmedien und Sozialformen derart vervielfachen, dass verschiedene Menschen jeweils das Ihre darin wiederfinden. Vielmehr besteht ihre Stärke darin, ihre Botschaft so zu kommunizieren, dass sie für alle hörbar und verständlich, aber als allumfassend gültig deutlich wird. Dass die Gemeinschaft der Christen Teil der Botschaft ist, darf darin erlebbar werden, dass kirchliches Geschehen eben nicht völlig ausdifferenziert ist, sondern prinzipiell für alle zugänglich und offen. Vorausgesetzt ist für das Gelingen einer solchen Kommunikation allerdings, dass keine Milieuspezifik Menschen unwillkürlich ausgrenzt, etwa durch ästhetische Erscheinungsformen. Hier wird die Kenntnis der Milieuspezifik derart genutzt, dass sie gerade zur Vermeidung von Abstoßungseffekten und damit von Exklusionsmechanismen verhilft, aber weniger dazu, bestimmte Zielgruppen spezifisch zu »bedienen«.¹³

4. DISKURSE UM VIELFALT FÜR DIE PRAKTISCH-THEOLOGISCHE REFLEXION

Für die Weiterarbeit mit diesen empirischen Befunden, Analysen und Bewertungsdiskursen ist nun vor allem ein Blick darauf hilfreich, wie die Wahrnehmung von Vielfalt selbst im Wandel begriffen ist. Vielfalt »entsteht« erst, indem Menschen »einen Unterschied machen«, eine Differenz als bedeutsam betrachten für das jeweilige soziale Gefüge. Nicht die faktisch vorliegende Vielfalt, sondern nur die wahrgenommene Vielfalt kann sich auswirken – und dies ebenfalls nur in den wahrgenommenen Vielfaltsdimensionen. Darum ist weniger der Diskurs um Diversität und Heterogenität für eine Disziplin wie die Theologie und ein Arbeitsfeld wie die Kirche ertragreich als vielmehr der Diskurs um deren angemessene Bewertung, also auch um das Beachten und für-bedeutsam-Halten von Unterschieden.

Vielfalt selbst ist kein neues Phänomen. Jede Kirchengemeinde kennt die Differenz zwischen der Norm einer regelmäßigen Teilnahme am kirchlichen Leben und der »Abweichung«, des Gottesdienstbesuchs bei Gelegenheit. Ebenso

¹² Für Beispiele und ihre kritische Reflexion vgl. PETRA-ANGELA AHRENS/GERHARD WEGNER: »Hier ist nicht Sklave noch Freier«. Erkundungen der Affinität sozialer Milieus zu Kirche und Religion in der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers, Hannover 2008, bes. S. 65–101.

¹³ Argumentation entfaltet in: EBERHARD HAUSCHILDT/EIKE KOHLER/CLAUDIA SCHULZ, Wider den Unsinn im Umgang mit der Milieuperspektive, in: WzM 64 (2012), S. 65–82.

vertraut sind die Kontroversen rund um Raumnutzung und -gestaltung, Rechte und Pflichten, Nutzung und Mitwirkung, zwischen Alt und Jung oder zwischen Gruppen mit verschiedenen Interessen. Neu ist zweierlei, die Vielzahl wahrgenommener Differenzfaktoren und die Beschaffenheit (oder: die Stärke) ihrer Ausprägung: Das Phänomen, dass eine Tauffamilie weniger kirchenverbunden und mit den Liedern und Abläufen im Gottesdienst weniger vertraut ist als die übrige Gottesdienstgemeinde, ist seit langer Zeit bekannt. Gegenwärtig jedoch kommen hierzu Differenzen in den Relevanzsetzungen gegenüber der Kirche im Allgemeinen – beispielsweise zwischen kirchenverbundenen Menschen, die trotz des Ärgers über einen »ausgefallenen« Passionsgottesdienst wiederkommen werden, und Menschen, von denen man annimmt, dass für sie eine schlechte Erfahrung dazu führen kann, dass sie der Kirche den Rücken kehren. Dies lässt sich außerdem als Differenz zwischen institutionslogischer und organisationslogischer Kirchenbindung ansehen – die einen fühlen sich selbstverständlich zugehörig, die anderen entscheiden zwischen Zugehörigkeit oder Distanz. Und je mehr die Beteiligten die Unterschiede unter den Gottesdienstteilnehmenden als gravierend und wirksam wahrnehmen, umso mehr vermag eine Differenz sich bedrohlich für den Zusammenhalt der gesamten Gruppe auszuwirken.

Die soziologischen Diskurse über Diversität haben gezeigt: Vor allem die Bewertung von Vielfalt durch die Mitglieder einer sozialen Gruppe entscheidet darüber, inwieweit neue (oder neu wahrgenommene oder neu bedeutsam gewordene) Dimensionen der Vielfalt als Bereicherung oder Bedrohung des Bisherigen erlebt werden können.¹⁴ Wo Diversität die Folge hat, dass Bisheriges gefährdet ist, erscheint sie als bedrohlich. Wo mit ihr Neues möglich wird, kann sie das Bestehende bereichern. Die Leitlinien für die Bewertung sind nicht von sich aus existent, sondern müssen gesetzt oder ausgehandelt werden. Interessant ist nun, wie die Evangelische Kirche empirische Daten über Religiosität oder Kirchlichkeit in Deutschland aufnimmt und bewertet. Sowohl auf der Ebene der theologischen Entwicklung und der Kirchenleitung als auch auf der Ebene der Praxis sind solche Prozesse der Bewertung oder Aushandlung zu beobachten. Während in der dritten EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft die Wertschätzung für das Verhalten von »distanzierten Kirchenmitgliedern« und ihre verborgene Kirchenbindung im Vordergrund standen, zeigte die vierte Erhebung, wie inmitten solcher Diversität der Erwartungen und lebensstilspezifischen Vorlieben die Kirche dennoch ein stabiles soziales Gebilde ist.

¹⁴ Für einen Blick in die Anfangszeit der Diversitäts-Debatten: HELMA LUTZ/NORBERT WENNING (Hrsg.), *Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft*, Opladen 2001, darin FRANK HILDEBRAND, *Differenz und Differenzierung in soziologischer Perspektive*, S. 47–70.

Mit der fünften Erhebung »Vernetzte Vielfalt« erfolgte nun eine deutliche Wertschätzung der Diversität selbst: Mit dem Verständnis der religiösen Kommunikation als strukturellem Kern der Kirche rücken die einzelnen Menschen in ihrer Vielfalt ins Zentrum, weshalb, so die implizite These, die soziale Vielfalt die Wirkmacht des Evangeliums ausmacht und sich als produktiv erweist.¹⁵

Hier befindet sich die Kirche in einem Trend, der im Marketing zu beobachten ist: Quadratische Schokoladentafeln werden in 30 Sorten angeboten, was zunächst ein Reflex auf die faktische Differenz der Geschmäcker darstellen könnte. Dann werden viele dieser Sorten in einem gemeinsamen Aufsteller angeboten, auf dem mit »Vielfalt« als einem Qualitätsmerkmal geworben wird. Für den individuellen Konsum ist in der Regel gerade nicht die Vielfalt interessant, sondern gekauft werden nur die wenigen Sorten, die den eigenen Geschmack treffen. Aber für die Gesamtwahrnehmung der Marke scheint gerade die bunte Palette produktiv zu sein, die Vorstellung, dass hier eine grenzenlose Zahl an Unterschieden erfasst und alle denkbaren Bedürfnisse befriedigt werden. »Vielfalt« dient als Verkaufsargument, auch wenn der eigene Bedarf damit in keinem Zusammenhang steht. Im Hintergrund steht das immer gleiche Format von Schokoladentafel, die unverwechselbare Marke, die durch die Diversität nur bekräftigt zu werden scheint.

Ähnlich aufgebaut sind Bewertungen von Diversität, wie sie aus der Deutungstradition des »Diversity Management« entstanden sind. Die soziale, kulturelle oder religiöse Diversität ist nicht als Ursache für Probleme und damit als zu bewältigende Herausforderung verstanden, sondern als Bereicherung, als Chance und neue Ressource für das Miteinander.¹⁶ Eine solche positive Bewertung von Vielfalt kann als ökonomisches Argument verstanden werden oder als Argument gegen soziale Ausgrenzungsprozesse. Dennoch bedarf die positive Bewertung von Vielfalt der Begründung: Weil ein Unternehmen so zu Fachkräften kommt, lohnt es sich, nationale Grenzen, Sprach- oder Kulturgrenzen zu überwinden. Weil eine kulturelle Vielfalt viele neue Impulse bietet, soll vom Gewohnten Abweichendes akzeptiert werden. Diversität kann sich produktiv auswirken, wo sie dem gemeinsamen Ziel nützt. So finden sich im Diskurs über Vielfalt – mit dem üblichen Impact einer Würdigung von Vielfalt – bereits ideologische Anteile, die um erwarteter positiver Folgen willen die Risiken der Viel-

¹⁵ JAN HERMELINK/BIRGIT WEYEL, Vernetzte Vielfalt. Eine Einführung in den theoretischen Ansatz, die methodischen Grundentscheidungen und zentrale Ergebnisse der V. KMU, in: BEDFORD-STROHM/JUNG, Vernetzte Vielfalt (s. Anm. 3), S. 22.

¹⁶ Vgl. MICHAEL MEUSER, Diversity Management – Anerkennung von Vielfalt?, in: LUDGER PRIES (Hrsg.), Zusammenhalt durch Vielfalt? Bindungskräfte der Vergesellschaftung im MARK GRANOVETTER, The Strength of the Weak Ties, in: American Journal of Sociology 78/1973, S. 1360–1380.

falt eher ausblenden, vor allem das Risiko, dass die allzu Verschiedenen dann nicht mehr zusammen finden und im Wahrnehmen von Andersartigkeit – empfunden als Abstoßung – verharren.

5. KONSEQUENZEN: VIelfALT UND VERfALL IN KIRCHLICHEN TRANSFORMATIONSPROZESSEN

Welche Erkenntnisse sind nun aus der Perspektive einer Metareflexion gewonnen? Zunächst dies: Die Auswirkungen von Diversität auf das kirchliche Leben können sehr unterschiedlich bewertet werden: als Verfallserscheinung, in der das Auseinanderdriftende so starke Kraft entfaltet, dass damit kirchliches Leben zumindest in Teilen bedroht ist – oder als Zugang zu neuen Impulsen für das kirchliche Leben. Am Beispiel des Taufgottesdienstes in der Passionszeit kann der Verzicht auf die traditionelle Formung des Gottesdienstes als Verlust gekennzeichnet werden und die bewusst riskierte Enttäuschung eines Teils der Gottesdienstgemeinde als destabilisierend. Ebenso kann die Aufmerksamkeit für die Situation der jungen Familien als Impuls für eine belebende, veränderliche Gottesdienstgestaltung bewertet werden. Oder auf allgemeiner Ebene: Eine geringer werdende durchschnittliche Beteiligung der Kirchenmitglieder am kirchlichen Leben kann einen faktischen Verlust bedeuten, weil sie die Angebote langfristig ausdünnen wird. Zugleich kann das dahinter liegende veränderte Interesse an Anknüpfungspunkten für religiöse Themen als Chance betrachtet werden, die Kommunikation des Evangeliums neu auf die Menschen und ihre Anliegen zu orientieren und Kommunikationsformate weiterzuentwickeln.

Drei Lerneffekte ergeben sich aus der bisherigen Sichtung und helfen, die Erkenntnisse zu bündeln:

(1) In der Praxis entscheidet die Wahrnehmung der Beteiligten oder Betroffenen über die Bewertung des Erlebten als Verfall oder Gelingen und neues Wachstum. Im beschriebenen Beispiel des Passionsgottesdienstes zeigt selbst der Gemeindepfarrer kaum eine Wertschätzung der beobachteten Vielfalt der Bezüge zur Kirche. Er beobachtet einen Verlust an Bindungskraft und emotionaler Nähe zu Gottesdienst und christlichen Aussagen und reagiert darauf mit einer veränderten Form, die den jungen Familien entgegen kommen soll – und eine Enttäuschung der anderen riskiert. Noch fehlt seinem »Gottesdienst für Kirchenferne« das Element, das die vielfältigen Interessen tatsächlich verbindet, die gesetzten Impulse für das Gemeinsame wirksam werden lässt und möglicherweise auch einen Gewinn für die übrige Gemeinde darstellt. So gilt im Beispiel wie in der Theorie: Eine Vervielfältigung von religiösen oder kirchlichen Bedarfen ist nicht selten unmittelbar als Verlust für das Bestehende zu betrachten. Es mögen sich daraus neue Chancen ergeben, etwa indem die Aufmerksamkeit für die Verschiedenheit neue Impulse ermöglicht. Wo dann eine

positive Bewertung von Diversität vorgenommen wird, muss jedoch deutlich werden, inwiefern damit tatsächlich neue Chancen erreicht werden und die Zusammengehörigkeit der Mitglieder dadurch zumindest nicht gefährdet wird. Eine unbegründete Wertschätzung für Vielfalt – im Sinn einer Freude über bunte Schokoladentafeln – mag dem Trend entsprechen, entbehrt jedoch einer argumentativen Fundierung.

(2) Die Vielfalt braucht Integration ins Gemeinsame oder eine Transformation des Alten in ein neues Gemeinsames, damit Vielfalt nicht nur Vervielfältigung und damit Diffusion bedeutet. Sonst erreicht kirchliches Handeln zwar eine passgenaue Ansprache bestimmter Zielgruppen, richtet damit aber zugleich ausgrenzende Botschaften an andere Zielgruppen. Dies war ein wichtiger Lerneffekt der Milieu- und Lebensstilanalyse: Eine gelungene Passung von Milieus und kirchlichen Angeboten kann positive Impulse bieten, ist aber mit Risiken verbunden, weil die Attraktion der einen eine Abstoßung der anderen bedeuten kann. Grundsätzlich ist davon auszugehen, dass eine wachsende Entfernung zwischen der Kirche Hoch- und Geringverbundenen dazu führt, wechselseitig vor allem die Andersartigkeit wahrzunehmen – nicht selten weitab von jeder Wertschätzung. Dies dürfte vor allem solche Transformationsprozesse stärken, die als Schließungsprozesse wirken, indem Gruppen abgrenzend auftreten und eben keine Bindungskräfte für die Vielfalt der Interessen mehr bieten, sondern die faktische Schrumpfung der Kirche weiter vorantreiben. So ist eine sorgfältige Bewertung der Transformationsprozesse nicht zu vernachlässigen. Manche Entwicklungen, etwa das (empirisch messbar) abnehmende Interesse an religiösen Fragen, bieten tatsächlich vor allem Abbrüche des Bestehenden, Verblässen oder Verfall. Selbst wenn sich hinter solchen Phänomenen verheißungsvoll Neues verbergen mag, etwa die Neuentwicklung von Kommunikationsangeboten jenseits der dichotomen Wahrnehmung von Themen als »religiös« oder »profan«, kann es wenig hilfreich sein, faktische Verluste zu übersehen und sie schlicht als chancenreiche Vielfalt zu bewerten.

(3) Zugleich gilt: Die Vielfalt christlich interessierter Menschen hat potenziell eine Brückenfunktion und ermöglicht eine Kommunikation in die Breite der Kirchenmitgliedschaft und weit darüber hinaus. Dieser wichtige Effekt einer zunehmenden Diversität und Heterogenität unter Kirchenmitgliedern ist in empirischen Studien sowie in der Netzwerktheorie jenseits aller Bewertungsdiskurse klar beschrieben. Gerade »schwache Beziehungen« haben in sozialen Netzwerken eine wichtige Brückenfunktion und ermöglichen Kontakte in Bereiche, in die hinein außerhalb der gewohnten Begegnungen kaum ein Kontakt entsteht.¹⁷ Wo also unterschiedliche Menschen Fragen des christlichen

¹⁷ Vgl. MARK GRANOVETTER, *The Strength of the Weak Ties*, in: *American Journal of Sociology* 78 (1973), S. 1360–1380.

Glaubens auf ihre Weise in vielfältiger Form kommunizieren, wird damit die Zahl der kommunikativen Möglichkeiten erheblich erweitert. Wo es gelingt, Christinnen und Christen darin zu unterstützen, über religiöse Fragen in ihrer Sprache und Lebenswelt zu kommunizieren, ist der Bezug zum Alltagsleben sehr verschiedener Menschen gesichert und damit eine Gegenbewegung gegen Abbrüche erreicht. Die konzeptionelle Gestaltung solcher Transformationsprozesse kirchlicher Praxis und kirchlicher Strukturen braucht allerdings Aufmerksamkeit für kirchentheoretische Fragen und für die Entwicklung von Zuständigkeiten und Beauftragungen, damit sich ein kreativer und zugleich sorgsamer Umgang mit Vielfalt entwickeln kann und neue Adhäsions- und Integrationskräfte nach innen wirksam werden können.